

Erkundungen eines gelobten Landes am Rande

Exkursion in die Ukraine vom Arbeitsbereich Geschichte und Kultur im August 1998

von Alfons Brüning, Berlin

Das Rätsel Ukraine

Bootsfahrt im Dnepr-Delta. Es geht hinauf und hinab der sich mal links, mal rechts verzweigenden Flußarme, entlang an unbeweglichen Schilffeldern und den Uferreihen der Fischerhäuser. Bald sitzt hier eine ältere Frau auf dem Steg in der Sonne und winkt freundlich, bald kommt ein fröhlicher Gruß von badenden, braungebrannten Kindern. Verschiedentlich umschwärmt von kleinen, nach lustiger Jagd bald wieder abdrehenden Booten, sucht sich das Ausflugsschiff den Weg durch die grüne, sonnenhelle Wasserlandschaft und legt schließlich an einer größeren Holzbrücke an, hinter der die Dorfbewohnerschaft zwischen einer Reihe Souvenirtischen mit weithin leuchtenden Tüchern und Holzutensilien schon wartet. Äpfel und Pflaumen werden jedem angeboten, und Kinder stecken einem hier und da ihre Adressen zu.

Ein Gang durch die Gärten führt die Reisetilnehmer auf das Gehöft einer Fischersfrau, die als „Olga“ vorgestellt wird. Olga dürfte seit zwei Tagen keine müßige Minute mehr gehabt haben, denn ihr altes und ihr neues Wohnhaus leuchten vor Sauberkeit, der Hof ist gefegt und in der Gartenecke biegt sich eine lange Tafel unter der reichlichen Last der Speisen. Nachdem Haus und Hof in Augenschein genommen sind, nimmt man Platz. Zum Essen ist noch eine halbe Stunde Zeit.

Die Ukraine. Man weiß so etwa, wo das liegt: Im Osten, auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. Oder aber, so könnte der historisch schon etwas Eingeweihtere fragen, lag nicht vielmehr die Sowjetunion seinerzeit – das heißt, vor gerade sieben Jahren – auch auf dem Gebiet der Ukraine?

„Ukraina“ (russ. *kraj* – Rand) heißt oder hieß ursprünglich „Grenzland“, Land am Rande, eine dünn besiedelte Landschaft weit draußen, aus der Sicht Europas seit der Zeit der alten Griechen. Im Verlaufe dieser Reise aber ist von einem alten Bekannten aus Lemberg, der zu den Hauptaktiven in der Nationalbewegung gehörte, zu erfahren, „Ukraina“ bedeute eben „im Land“ schlechthin (ukrainisch ist *kraj* = Land, *u kraju* also im Land). Das hat auch etwas für sich, verrät aber vor allem eine gehörige Portion Patriotismus. Nur – was ist das nun für ein Land? Das gelobte Land der Bibel vielleicht, so kann man beim Zuhören in der Westukraine manchmal denken. Das wäre freilich eine dem Fremden letztlich unzugängliche Mythologie, nur dem Ukrainer verständlich. Und, wie herauszubekommen ist, auch gewiß nicht jedem, der heute in der Ukraine wohnt, auf gleiche Weise.

So ganz klar ist es einem also erst einmal nicht, wohin die Reise denn da gehen soll. Angesichts derartiger Rätselhaftigkeiten, die durch die hierzulande allgemein noch

anzutreffende Vermutung, man fahre jetzt doch im Grunde nach Rußland, noch um einiges verworrener werden können, bleibt dem Reisenden für den Augenblick wohl wenig mehr, als, wie man so sagt, die Dinge auf sich zukommen zu lassen. Freilich, es empfiehlt sich doch, sich die vorhandenen west-östlichen, europäisch-russischen und sonstigen Lesebrillen bewußt zu machen, die sonst den Reisenden so leicht genau das finden lassen, was er sucht – und ihn damit betrügen.

Der Gebrauch der Sprache jedenfalls verrät einem etwas zu Beginn wenig Vollständiges. Zwar macht man während des etwa zweistündigen Fluges von Berlin-Schönefeld nach Kiev über Bordfunk erneut Bekanntschaft mit der ukrainischen Sprache, von der manche Slawisten ja immer noch behaupten, es gäbe sie gar nicht. Merkwürdigerweise wirken die Übermittlung von Wetterdaten und die Informationen über mit dem Flugticket zu erwerbende Bonuskilometer bei „Ukrainian International Airlines“ in ihrer technologischen Selbstverständlichkeit als nur umso überzeugenderes Argument gegen die Unterstellung, man habe es doch eigentlich mit einem südrussischen Bauerndialekt zu tun. Die folkloristisch getönten Darbietungen, die die Botschafter der Ukraine in Deutschland lange so favorisierten, erreichen diesen Effekt nie. Das Bordpersonal wiederum spricht allerdings unverkennbar russisch, ebenso wie die Mitreisenden nichtdeutscher Herkunft. Letzten Endes entwickelt sich doch der, wenngleich womöglich altkluge, Verdacht, die Beherrschung der ukrainischen Sprache (einschließlich Wettervorhersagen und Schwimmwesten-Gebrauchsanweisungen) sei für die Angestellten Einstellungsvoraussetzung und ergo gar nicht so selbstverständlich gewesen. Die Rätsel kommen der Lösung so nicht näher.

Ukraine – Touristenklasse

Ankunft in Kiev. Nach etwa vierzigminütiger Busfahrt in Gesellschaft von Teilen eines Flensburger Gesangvereins und einer deutschsprachigen Begrüßung erwarten uns großgebaute Schiffe am Dnepr-Kai an der unteren Stadt. Oberhalb trübe erleuchteter Straßen ist der Blick auf den Hügel mit der erleuchteten Andreas-Kathedrale frei, während die unterwegs noch sichtbaren Türme des altehrwürdigen Höhlenklosters sich unter den Bäumen der in diese Richtung aufsteigenden Parkanlagen verbergen.

Mit nun doch etwas zwiespältigen Empfindungen schreitet man auf eines der Schiffe zu, deren Beleuchtung auf mehreren Decks übereinander in diesem Moment schon beinahe unangemessen festlich wirkt. Mir ist jedenfalls auf einmal gut erinnerlich, wie eine Kiewer Bekannte vor Jahresfrist auf dieses Areal mit einer jener beiläufigen Bewegungen deutete, mit der man der Vollständigkeit

halber die Luxus-Einrichtungen erwähnt, die zu betreten dem Normalsterblichen außerhalb seiner gewohnten Möglichkeiten liegt. Nunmehr soll uns also ein solches Exponat des Bessergestellten die nächsten Tage beherbergen.

Da der Vorsatz lautete, auftretende Sichtblenden als solche namhaft zu machen, bedarf auch dies bevorstehende Touristendasein doch ein wenig der Beleuchtung. Gewiß, ein goldener Käfig auf Zeit ist kein wirkliches Gefängnis. Gestrickt und gefügt wie er aus Rundumbetreuung und geplantem Programm, gediegener Bewirtung und diensteifrigem Personal ist (dessen meist miserable Arbeitsbedingungen sich erst später herausstellen), er ist aber mitunter doch geeignet, eine Stimmung des Fremdbleibens zu konservieren, die der Absicht, Land und Leute kennenzulernen, im Weg steht.

So ist denn auch das Fischerhaus einer älteren Frau an einem Seitenarm des Dnepr über Nacht aus einem bescheidenen Eigenheim in eine folkloristische Sehenswürdigkeit verwandelt worden, in dessen sonst privaten Räumen wildfremde Leute frei auf und ab gehen können. Es bleibt vielleicht nicht ohne Grund eine merkwürdige Distanz zwischen den Besuchern und der Gastgeberin, die auch nicht mit am Tisch sitzt, den sie für uns so reich gedeckt hat. Daß viele unserer Gruppe ihrer Sprache mächtig sind, hilft nicht viel; erst ein altslawisches Lied, das ihr „viele Jahre“ wünscht, scheint aus dem üblichen Rahmen zu fallen. Dann treibt das strikte Programm die Besucher wieder davon.

So unvergeßlich die Eindrücke sind, die man auf diesem Wege von einer Region gewinnt, die man sonst sicher nicht leicht zu sehen bekommt – bei diesen und anderen Programmpunkten mit ihrem manchmal auch etwas gewollt wirkenden Überschwang entsteht der seltsame Eindruck, die Ukraine würde eigens für unsereinen veranstaltet. Der Gedanke, sich auf eigene Faust auf Wege zu machen, bedeutet zwangsläufig, aus der zugewiesenen Rolle des Touristen zu fallen und wird entsprechend ungnädig beschieden. Dabei ist man bisweilen geradezu gezwungen, sich hinter die Kulissen zu begeben, während der neuerblühte Zweig der kapitalistischen Tourismusbranche gutgemeinte Mühen darauf verwendet, das Land zur Kulisse zu machen. Einen Teil glaubwürdiger Eindrücke muß man sich unrechtmäßig aneignen, und das Problematische dabei ist, wie allerdings vermutlich bei allen Formen des zeitgenössischen Tourismus, daß dies womöglich gerade das Gegenteil von Gastfreundschaft ist – nun also auch hier. Das ist jedenfalls in den folgenden Tagen ein Grundton, der erst noch mit dem übrigen zu harmonisieren ist.

Kiew – zum Ersten

Nun also Kiew, am Beginn der Reise. Die verstreuten Monumente machen den Besucher unschlüssig, auf welchen Begriff die Stadt zu bringen sei, stehen oft nebeneinander und widersprechen einander. Wie vertragen sich die altherwürdige Pracht der weißen Bauten des Höhlen-

klosters mit ihren grünen Dächern und goldenen Kuppeln, mit der neuheidnischen Monumentalstatue der *Mat' Rodina* gleich daneben, die in versteinertem Triumph seit dem „Großen Vaterländischen Krieg“ vor 50 Jahren über den Dnepr zu ihren Füßen blickt? Am Spätsommertag zeigt die Stadt ein freundliches Gesicht, viel grüne Inseln und Inselchen zwischen den Straßen, die sich, oft verwinkelt und nicht sonderlich breit, über die Hügel ziehen. Drei- bis vierstöckige Häuser mit neobarocken oder auch jugendstilangehauchten Fassaden erzählen eine Geschichte von bescheidener Bürgerwelt, wenn sie, wie oft, frisch restauriert sind, aber auch von deren Scheitern, wenn sie, wie ebensooft, bröckeln und verfallen und scheinbar nur von Holzbalken aufrecht gehalten werden. Bewohnt werden sie teils von älteren Leuten, die seit den ersten Privatisierungen ihre karge Rente wenigstens in den eigenen vier Wänden verzehren können, teils von staatlichen oder halbprivaten Büros und Gesellschaften.



Quelle: Transition, Vol. 3, No. 2, 7.2.1997

Am Aussichtspunkt über den Dnepr eröffnet sich dagegen der Blick auf endlose Plattenbauschluchten am jenseitigen Ufer, in denen wohl zwei Drittel der derzeit etwa drei Millionen Einwohner der Hauptstadt ihr Unterkommen haben. Das übliche Bild aller postsozialistischen Städte von Bratislava über Krakau und Wilna bis St. Petersburg.

Über die Stromschnellen des Dnepr

Das Schiff läßt Kiew am nächsten Tag erst einmal hinter sich und begibt sich auf die Reise, den großen Dnepr hinab. Sandige Strände, Schilfinseln und fahlgrünes Ufergestrüpp rücken mal näher, mal in weite Ferne; der Dnepr offenbart sich als einer der größten Ströme Europas, dessen Ausmaße Vergleiche mit mitteleuropäischen Wasserstraßen wie Rhein oder Elbe gleich ersticken. Freilich geht vieles der heutigen Dimensionen auf künstliche Staus und Baumaßnahmen aus den dreißiger Jahren zu-

rück. Der Fluß ist solcherart erst schiffbar gemacht worden, und als das Schiff auf der Höhe von Zaporiz'ja (Zaporožje) erstmals wieder anlegt, habe wir bereits mehrere Schleusen passiert. Von den Stromschnellen, die dem Fluß noch hundert Jahre zuvor sein Gesicht und der Stadt ihren Namen gegeben haben (ukr. *za porohy* – hinter den Stromschnellen), erfährt man erst hier. Eine alte Photographie zeigt die wilden Katarakte, aus denen der Flußlauf damals auf einer Länge von über hundert Kilometern bestanden hat, und in dessen Wirbel auch der Wagemutigste nicht einmal ein kleines Boot hätte steuern wollen – an Schiffe war gar nicht zu denken.

Erst dahinter begann ehemals das Leben wieder, in einem Fischerort und natürlich in der Kosakensiedlung der Zaporoger und deren Stützpunkt auf der Insel Hortyc'ja. Heute berichtet von ihnen eben hier ein gut geordnetes Museum. Eine sehr fachkundige Führung durch die Sammlung, von der Direktorin des Museums, läßt die Tradition der Kosaken anschaulich werden, die so große Bedeutung hat für das kulturelle Selbstverständnis vieler Ukrainer, besonders in diesen Gegenden. Der Besucher löst sich dabei langsam vom reinen Klischee des steppe-reitenden Freibeuters mit dem Säbel, und lernt Handwerk, Holzkirchen und Markttag ins Bild des Alltags mit aufzunehmen. Für den Nachmittag können dann freilich auch noch gegen Aufpreis Kosakenreiterspiele gebucht werden, aber wer's tut von den fremden Reisenden, hat natürlich auch hier nichts mehr zu befürchten.

Zaporožec (der Zaporoger) ist außerdem der Name einer Automarke, die sich schon zu Sowjetzeiten großer Beliebtheit erfreute und hier vor Ort produziert wird, mit schmucken Nachfolgemodellen einer Art Renault-Design inzwischen. Diese und einige andere, chemische und sonstige Industrien geben der Stadt ihr Gesicht: Ein Konglomerat aus weiträumigen Straßen mit halbwegs gleichförmigen Häuserzeilen stalinscher Modernität von damals, gebaut für größere Menschenzahlen. Kleine Läden und Stände von Händlern für alles mögliche, aber auch ein Denkmal mit vielen Reihen gepflanzter Rosen für die Opfer der Černobyl'-Katastrophe deuten im alltäglichen Betrieb darauf hin, daß man sich unterdessen halbwegs abgewandt hat von der hehren Zukunft, in die die Statue des Genossen Lenin über dem Hafen noch deutet. Nur die dem Bus zugestiegene Stadtführerin liefert noch die Aufzählung industrieller Errungenschaften und der etwa ein Dutzend polytechnischen und administrativen Hochschulen, die wohl jede postsowjetische Stadt zu beherbergen scheint. Es klingt, sarkastisch gesprochen, als höre sie der eigenen Platte schon nicht mehr zu. In Erinnerung bleiben aber die riesigen Stauwehre am Dnepr und die Geschichte der Sprengvorrichtungen, die im Zweiten Weltkrieg die abziehenden deutschen Truppen darin hinterlassen haben. Die haben gottlob nicht funktioniert, und neben der gekappten Lunte hat man angeblich die Leiche eines Sowjetsoldaten gefunden. Nicht ganz ausgeschlossen, daß es in ein paar Jahren schon der Angehörige eines ukrainischen Regiments gewesen sein wird.

Cherson und Dnepr-Mündung

Weiter nach Cherson, wo in der Nähe die besagten Fischer des Dnepr-Deltas warten. Ein wenig Zeit bleibt noch im sonst so strengen Reiseprotokoll, auch den Ort selbst in Augenschein zu nehmen. Viel ist es allerdings nicht, was die Stadt in der kurzen Zeit von sich gibt. Ge-gründet wurde sie von Zarin Katharina II. als Befestigungsanlage, der Name stammt von der griechischen Siedlung Chersones auf der Krim. In der Landschaft Taurien an der Nordküste des Schwarzen Meeres soll einst Herodot auf die Skythen getroffen sein, die nach griechischer Vorstellung weiter im Norden, schon am Rande des Hades wohnten. Wir, die wir nun aus dieser Richtung kommen, haben diese Region freilich belebter gefunden als die seltsam menschenleer wirkende Stadt und die zwar weiträumigen, aber ebenso meist stillliegenden Werftanlagen. Diese und manche der schmucken Gebäude der Innenstadt, in denen man sich eigentlich Händler und Geschäfte, aber wohl auch Sommerfrischler vorstellen möchte, zeugen zwar von früherer Betriebsamkeit. Jetzt aber, so der freilich nur sehr flüchtige Eindruck, scheint die Region etwas an den Rand des Geschehens geraten zu sein. Überhaupt kommt einem hier zu Bewußtsein, wie wenig anderen Booten und zumal Frachtschiffen man auf dem Weg hierher begegnet ist.

Unmerklich hat sich die Luft verwandelt auf dieser Fahrt. Heiß ist es nach wie vor, die Temperaturen erreichen annähernd 40 Grad, aber das Sonnenlicht und die Landschaft bekommen allmählich einen weichen südländischen Schimmer, und an die Stelle der trockenen Hitze tritt vom Schwarzen Meer ein lauer Wind. Bald weht er um die Gesichter der Passagiere, die von Deck aus über die Wellen ins Weite schauen, dem Sonnenuntergang zu, an dem das Schiff rechts vorbei gen Süden fährt. Stunden später wirft der Vollmond seine helle Spur aufs Wasser. Hier sieht man sie nun, die eigenartige Mischung aus Klarheit und pastellenen Farbtönen des Schwarzen Meeres, die der Maler Ajvasovskij so meisterhaft in seinen Bildern einzufangen wußte und die ihn ein Leben lang nicht losließen. Verständlich jedenfalls, wenn hier manch einer zum Dichter wird, der doch sonst andere Sorgen haben sollte.

Russisches Erbe auf der Krim

Lenin grüßt wieder, im Hafenbecken von Sevastopol', von der Höhe oberhalb der malerischen Gebäude entlang des Kais mitsamt dem prachtvollen Opernhaus im klassischen Stil. Außerdem begrüßt mit flottem Takt eine Militärkapelle das anlegende Kreuzfahrtschiff mit den Touristen, was ungeachtet der gutgespielten Musik das Gefühl hervorruft, das wäre doch nun wirklich nicht nötig gewesen. Wozu, für wen denn hier ein solcher Staatsempfang? Gegen Abend allerdings werden die rhythmischen Klänge der Kapelle dann abgelöst von dutzenderlei Pop- und Discoversionen aus den Lautsprechern der Bars und Cafés entlang der Uferbefestigung. Nach Einbruch der Dämmerung beginnt das Vergnügen, in das sich die Jüngeren

und auch manche Älteren stürzen, und man läßt sich gerne treiben im bunten Getümmel. Das hochaufragende Marinemal auf der anderen Hafenseite wird des Nachts zur Projektionsfläche für die Lightshow der Disco darunter. Erst wenn hier gefegt wird und die Stühle hochgestellt werden, kann das Monument zu seiner alten Würde zurückkehren.

Sevastopol' ist der wichtigste Hafen der Halbinsel Krim, die 1954 in einem Verwaltungsakt der damaligen ukrainischen Sowjetrepublik zugeschlagen wurde. Dies geschah am Jubiläumstag zu „300 Jahren Wiedervereinigung der Ukraine mit Rußland“, also exakt 300 Jahre nach jenem Vertrag von Perejaslav, mit dem sich Chmel'nyc'kyjs Zaporoger Kosaken dem Moskauer Zarenreich – je nach Auslegung – unterstellten oder assoziierten. Eine eindeutige Auslegung dieses Vertragswerkes gibt es wohl nicht, ungeachtet aller bisherigen wohlgemeinten

tegierte damals nach Kräften die russozentrische Sicht, und feierte den Akt mit einer dreibändigen Quellenedition und mit allerlei Gedenkstätten. [In Kiev ist inzwischen auf dem großen Bogen, der die ewige Verbundenheit der beiden ostslawischen Völker symbolisieren soll, von unbekannter Hand der letzte Teil der Aufschrift (*s Rossijeju* – mit Rußland) übersprüht worden, so daß man jetzt nur noch liest „Zum Angedenken der Wiedervereinigung der Ukraine“. Desgleichen reitet Hetman Chmel'nyc'kyj wohl immer noch als überdimensionale Statue über den großen Platz vor der Sophienkathedrale und deutet mit der Linken gen Moskau, aber nun nicht zur Orientierung, sondern zum Angriff, wie man als augenzwinkernden Kommentar von den Kievern hören kann.] Man mochte damals der Meinung sein, angesichts der beschworenen Einheit sei die Halbinsel unter der einen Jurisdiktion so gut aufgehoben wie unter der anderen. Tatsächlich hat man damit ein schwieriges Erbe geschaffen. Nirgends ist das

problematischer als hier. Der erst vor kurzem halbwegs beigelegte Streit um die Schwarzmeerflotte, die nun zwischen Rußland und der Ukraine aufgeteilt ist, hat es vor Augen geführt. Daß man auf den Straßen kein einziges Wort Ukrainisch hört, fällt einem auch in anderen ukrainischen Städten auf. Für die Bewohner der Krim aber ist die Ukraine offenbar noch weniger etwas, dem man sich zugehörig fühlt. Hier ist die Stimme eines Wiederanschlusses an Rußland stärker als in fast jeder anderen Region. Die Krim ist allerdings auch in den letzten drei Jahrhunderten Schauplatz russischer Geschichte und russischer Literatur gewesen. Ein monumentales Rundumpanorama erinnert in Sevastopol' an die Belagerung der Stadt durch Briten und Franzosen während des Krimkrieges – und die Führungen feiern den Heldenmut der russischen Generäle und die bodenständige Tapferkeit der russischen Soldaten. (Daß die Stadt schließlich doch gefallen ist und der Krimkrieg eine folgenreiche Niederlage für das Zarenreich war, erfährt der Nichteingeweihte hier allenfalls am Rande.) Wieviel schließlich würde der rus-

sischen Literatur fehlen ohne – beispielsweise – Tolstojs „Erzählungen von Sevastopol“? Genosse Lenins Standbild aber hat hier ebenfalls gute Aussichten, noch viele Jahre unbeschadet zu überstehen.

Jalta und Bachčisaraj

Auf der anderen Seite der Krim wartet Jalta – ein Badeort par excellence, wo reges Leben herrscht am Strand, an der Uferpromenade, entlang mondän aussehender Bürgerhäuser mit Geschäften, Boutiquen, Bars und Restaurants. Vom Ufer führen übergrünte, schattige Straßen den Hang hinauf zur Stadtmitte, von der aus der Blick dann wieder frei ist auf die hohen Felsen, von denen die Stadt in der Ferne umgeben ist.

Die Krim ist eine gebirgige Insel. Der Weg nach Jalta führt an ebensolchen zerklüfteten Höhen entlang auf einer Uferstraße vorbei am Livadija-Palast, einst Sommerresidenz der Romanov-Zaren, später Ort der schicksalhaften Jalta-Konferenz, auf der Stalin, Churchill und Roosevelt die Linie für den bald darauf in Europa niedergehenden Eisernen Vorhang ausmachten. Wieder einmal wundert man sich hier über die Verehrung, die den Romanovs und ihrer ausgestellten Hinterlassenschaft im oberen Stockwerk zuteil wird.

Wer die Einzelheiten des hochherrschaftlichen Alltags so genau nicht wissen will, genießt von einem geeigneten Punkt des herrlichen Parks die Aussicht über die weite Bucht und die sich fortziehenden Gebirgshöhen. Die eigenartige Atmosphäre der Halbinsel ist gut zu fassen an solchen Orten. Wohl leuchten unten die kleinen weißen Segel in der Sonne, wie sie zum mediterranen Bild gehören. Hinter sich aber weiß der Beobachter wieder die schroffen Felsen sowie Wälder aus Kiefern und vor allem Eichen. Die letzteren sind geradezu ein Symbol der Insel – eines, das man nicht erwartet hätte.

Bachčisaraj, der alte Palast des Khans der Krimtataren, „ein Stück Orient im Süden der Ukraine“. Die blumige Ankündigung der Prospekte trifft hier einigermaßen zu. In den langgezogenen Bauwerken der Anlage mit den Pagodendächern, in den lichten Wintergärten mit farbenfrohen Teppichen und Diwanen und im Harem macht der Besucher Bekanntschaft mit den Facetten orientalischer Lebensart, in den Arabesken und den Koransprüchen über den Türen sowie im seitlichen Gebetsraum des Khans mit den Gebräuchen mohammedanischer Gläubigkeit. Dies alles mag einem mit seinem eigentümlichen Reiz hoher Verfeinerung in Erinnerung rufen, worauf etwa der ukrainische Orientalist Omeljan Pritsak gelegentlich hinweist: daß nämlich die Mongolen und Tataren, die in der russischen Geschichte so oft als zerstörungswütige Barbaren geführt werden, doch sehr wohl eine eigene Kultur hatten und einzubringen wußten. Der große Puškin setzte sich womöglich seinerseits über ein Feindbild hinweg, als er vor der „Fontäne von Bachčisaraj“ seine berühmten und zugleich so menschlich anrührenden Verse entwarf.

... und dann war da noch Odessa

Puškín schrieb sein Gedicht dann in Odessa fertig, wohin er 1823/24 von der zarischen Regierung verbannt worden war und als Kanzleibeamter des Generalgouverneurs Voroncov, den er nicht mochte, einen freudlosen Dienst zu verrichten hatte. Aber gerade hier fand er auch neue Eindrücke und Anregungen zu einer Fülle von Werken, zahlreiche Gedichte darunter und der erste Teil des „Eugen Onegin“. Das Denkmal, das die Odessiten ihm am einen Ende des Primorskij Bul'vard errichteten, und zwar entschieden gegen obrigkeitlichen Widerstand, feiert auch ein wenig die Inspiration, die der große Dichter ihrer Stadt verdankte.

Odessa genügt sich selbst. Odessa gefällt sich auf eine unbeschwerte Art, und das mit Recht. Kunstvolle Fassaden und grüne Straßenzüge, das berühmte Opernhaus, die prachtvolle Deribasovskaja Ulica und die Uferpromenade erzählen selbst im Alltag die Geschichte vom Leben und von der Kunst. Verbissenen Ernst, der sie töten würde, überläßt man anderen Orten. Gewiß gibt es auch die nüchternen Seiten. Auch hier scheint der einst so betriebsame Hafen der alten Handelsstadt vielerorts recht still zu liegen, und von den ökonomisch-sozialen Verwerfungen der nachkommunistischen Zeit bleiben die Leute hier so wenig verschont wie anderswo. Die berühmte Potemkin-Treppe wiederum, die vom Hafen hinaufführt, erinnert eben auch an Revolution und Krieg, wie sie Eisensteins ebenso berühmter Film über den Panzerkreuzer hier wiedererstehen läßt. Ein anderer, Isaac Babel', Künstler seinerseits und Sohn der Stadt, konnte keine Hymnen singen, als er „Budjonny's Reiterarmee“ beschrieb. Doch scheint dies alles, wenn man die Odessiten reden hört, nicht von Dauer und nicht von so großer Bedeutung, daß dieser Ort darüber ein anderer würde. Es trifft nicht den Kern – mag von anderswo her kommen, was eben kommt, es gibt immer noch das Spiel, die Freundlichkeit des Augenblicks, die Kunst. Es gibt immer noch Odessa, und dabei bleibt es letzten Endes.

Der Westen –

wo die Ukraine am ukrainischsten ist

In Odessa ist auch die Ukraine, so scheint es, zweitrangig. Die ukrainischsprachigen Aufschriften und Hinweisschilder wirken eigenartig fremd – die meisten sind ohnehin zweisprachig, und auch hier hört man auf den Straßen russisch. Das ändert sich grundlegend, wenn man sich nun von hier nach Westen begibt. Wer des Abends in den Nachtzug nach L'viv, das frühere Lemberg, steigt, betritt nach der Ankunft am nächsten Morgen beinahe ein anderes Land. Hier ist allenthalben die ukrainische Sprache mit jener galizischen Färbung zu hören, die für Kiever Ohren etwas bäurisch klingt. Hier liegen denn auch die wichtigsten Anfänge der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung (*ruch*), die 1991 so wesentlichen Anteil an der Loslösung von Moskau und damit am Zerfall des Sowjetreiches hatte. Die Ukraine hat in dieser Gegend als Idee

überlebt, die man gegen die anderen, die Russen (*Moskaly* heißen sie in den Gedichten des Nationaldichters Taras Ševčenko), die Sowjets, früher auch gegen Polen abzuschirmen hatte. Vor dem prachtvollen Opernhaus am Ende des zentralen Prospekt der Freiheit (der frühere Lenin-Prospekt) hat die Beseitigung der großen Leninstatue, im Herbst 1991 unter dem Beifall der Massen der versammelten Bewohner gestürzt, eine Wunde im Pflaster hinterlassen, die nun mit Blumen zuwächst. Nicht weit davon aber erhebt sich nun ein Monument für Taras Ševčenko, der so viel Sagenhaftes und Romantisches zur Idee Ukraine beigetragen hat. Spenden der Bevölkerung haben es finanziert, und die Kreise seiner Verehrer treffen sich hier regelmäßig, gedenken, feiern, tragen vor.

Der Historiker Karl Schlögel hat Lemberg einmal die Hauptstadt der europäischen Provinz genannt. Dem entspricht die Geschichte, die man vom Bild der Stadt erfahren kann. Jahrhundertlang war Lemberg als Lwów eine polnische Stadt, und in diesen Zeiten sind Humanismus und Renaissance auf den Handelswegen noch bis hierher gekommen; italienische Architekten bauten die Häuser rund um den Marktplatz, die eine ganz andere Art bürgerlichen Selbstbewußtseins repräsentieren als die doch vergleichsweise bieder-bescheidenen Wohnviertel in östlicheren Städten der Ukraine. Es waren dann aber orthodoxe Ruthenen und die Armenier, die von hier weiterzogen – auch ihre Kirchen und Quartiere finden sich noch dort. Der Prosperität folgte allerdings im 18. Jahrhundert der Verfall. Zu Habsburger Zeiten hieß es schließlich über Lemberg und den Bezirk Galizien, in Polen sei nichts mehr zu holen. Sie kamen dann aber doch, die Beamten, Gouverneure und Offiziere, und brachten ihre Bauten mit: Ämter, Banken, die Oper, den galizischen Landtag, der heute die Universität beherbergt. Heute liegt Lemberg am Westrand der Ukraine, blinzelt einerseits nach Polen und auf die Europäische Union, andererseits zunehmend skeptisch nach Kiev, wo der politische Einfluß von *Ruch* in den letzten Jahren mehr und mehr zurückgegangen ist.

Kiev – zum Zweiten

Über das malerische, aber ähnlich wie seinerzeit Cherson etwas von den Zeitläuften vergessen wirkende Kamjanec Podolskij (Kam'janec Podil'skyj) geht es wiederum per Nachtzug zurück nach Kiev. Es bleibt noch Zeit für einen Rundgang durch die Hauptstadt und zum Flanieren auf der zentralen Meile des *Chreščatik*, von der es heißt, wer sie gesehen habe, habe eigentlich Kiev gesehen. Zu sehen sind in diesem Falle Hundertschaften von Bauarbeitern, die an den Fassaden putzen, scheuern und ausbessern, was das Zeug hält, Bürgersteige fegen und weiße Linien auf die frisch geteerte Fahrbahn malen. Die Straße ist derzeit für den Autoverkehr gesperrt; zu Präsident Kučmas sechzigstem Geburtstag sollen die Restaurierungsarbeiten abgeschlossen sein. Tatsächlich wirkt die geballte Betriebsamkeit wie ein überdimensionierter Hausputz der Hauptstadt, auf daß der Hausherr alles zu seiner Zufriedenheit vorfinde, wenn er wiederkommt. Allerdings, ist

dieser Pater patriae nicht eigentlich nichts weiter als ein auf Zeit gewählter demokratischer Präsident?

Wie mag wohl eine der vielen alten Frauen mit ihren kargen Renten und verhärmten Gesichtern, denen man überall begegnen kann, oder ein Staatsangestellter oder Lehrer, der sein bißchen Gehalt seit einem halben Jahr vergeblich erwartet, diese Umtriebe betrachten? Selbst als Besucher ertappt man sich bei einem unfreiwilligen Akt der Solidarisierung mit der Mehrzahl der von solchen Festen Ausgeschlossenen. Auf dem *Chreščatik* gibt es nur wenige von den Märkten und Buden, die den Normalsterblichen auch in der Hauptstadt, wie überall in der Ukraine, mit dem Notwendigen versorgen. Supermärkte nach westlichem Vorbild sind marmor ausgelegte Warenbahnhöfe, deren Apothekerpreise ihre Menschenleere erklären.

Bilanzen

Es wird oft nach den wirtschaftlichen Verhältnissen gefragt, wenn es sich darum handelt, die Zukunftsaussichten des Landes zu beurteilen. Deren gegenwärtiger Zustand verkündet allerdings in dieser Hinsicht wenig Erfreuliches. Das bisherige Investitionsvolumen deutscher Unternehmen in der Ukraine beispielsweise belief sich auf 184 Mio. DM, eine Summe, die auf ein Land von über 50 Mio. Einwohnern gerechnet verschwindend gering ist; es genügt, sich im Vergleich dazu die Ausgaben allein für die Bautätigkeiten am Potsdamer Platz in Berlin vor Augen zu halten, die ein Vielfaches betragen. Im Rahmen der Europäischen Union fällt die Bilanz kaum besser aus. Bemühungen ukrainischer Handelsvertretungen, diesen Wert zu heben, stoßen auf Skepsis. Zwar hat sich, nachdem Mitte 1994 endlich eine Verfassung verabschiedet worden ist, das Klima kurzzeitig gebessert, doch inzwischen ist deutlich, daß Rechtsunsicherheiten und eine halsbrecherische staatliche Steuerpolitik, neben den allfälligen Erscheinungen von Korruption, Vetternwirtschaft und behördlichen Hemmnissen nicht überwunden sind – im Gegenteil. Demgegenüber liegen weite Teile der großen Industriekomplexe aus sowjetischen Zeiten ziemlich darnieder, wie die Kohleindustrie der östlichen Gebiete oder die chemische Industrie. Die Einführung einer neuen Währung, der Hryvna, die 1996 die wertlosen Kupons der Übergangszeit ersetzte, sorgte zwar für recht stabile Preise, und die Wechselkurse werden durch eine Art Binnenbörse mit Beteiligung der Banken ausbalanciert. Dies kann neben der Verfassungseinigung durchaus als Erfolg der Reformpolitik gelten. Daß freilich staatlichen Zahlungsverpflichtungen häufig lange und in großem Umfang bei Renten, Angestelltengehältern und Lohnzahlungen staatlicher Betriebe nicht nachgekommen wird, offenbart die dirigistische Komponente auf dem innerstaatlichen Finanzmarkt. Die Rubelkrise in Rußland, zumal im Zusammenhang mit der immer noch großen Abhängigkeit von russischer Energiezufuhr, wirft nunmehr als heraufziehendes Unwetter düstere Schatten selbst auf die bescheidenen Errungenschaften. Die Weltbank, die

jüngst eine weitere Kreditsumme bewilligte, wird in der Ukraine mehr noch als in Rußland gut beraten sein, auf eine Intensivierung der Reformen zu drängen, hat doch beispielsweise die Privatisierung hier zuletzt kaum 30% überschritten.

Die Reformschritte der letzten Jahre haben damit, was denn auch sichtbar wird, dem Land an vielen Stellen zu Reichtumsenklaven und Inseln mit prächtigen Fassaden verholfen. Gerade die Hauptstadt bietet ein Bild davon. Doch die Grenzen dieser Art Wachstum werden nun zunehmend bemerkbar. Die Wirtschaft des Landes handelt, sammelt an, verschiebt, aber produziert über weite Strecken nicht wirklich. Allein der Konsumgütermarkt kann dies schon demonstrieren, findet man doch weder in den neuen Supermärkten noch in den Buden der vielen kleinen Märkte anderes als ausländische, d. h. polnische, türkische, ungarische Artikel. Werbeplakate, die auffordern, beim Kauf ukrainische Produkte zu bevorzugen, werden das kaum ändern. Jeder kennt auch hier die Witze über die neuen Reichen, deren Verschwendungssucht und Unbildung. Und sehr viele wissen aus dem Bemühen um den täglichen Broterwerb von Arbeitsbedingungen zu erzählen, die selbst mit dem *hire and fire* Prinzip noch unzureichend beschrieben sind: Anstellungen auf Probe, die nach kurzer Zeit und getaner Arbeit einseitig aufgelöst werden, ohne daß irgendein Lohn gezahlt würde; zweistellige Stunden-Arbeitszeiten pro Tag ohne auch nur Andeutungen von Krankheitsschutz oder Kündigungsfristen. Nach Jahren gehört das Feld immer noch marktwirtschaftlichen Hazardeuren, während wirkliche Unternehmer sich entweder rar machen oder auf die eine oder andere Art im staatlichen Filz festhängen.

Das Ergebnis ist eine überall spürbare Spaltung. Der seit der Wende so verehrte Schicksalsgott des freien Marktes unterteilte nach und nach die Gesellschaft in die Reichen und die Ratlosen, das Land in Städte von Welt und versunkene Orte von Gestern. Oft sieht man im Zentrum einer Stadt eine Fülle von Geschäften, Vertretungen und Konsummöglichkeiten, aber die meisten versorgen sich stattdessen auf den Märkten am Stadtrand, die morgens auf – und abends wieder abgebaut werden. Die meisten der Einwohner, so weiß man inzwischen, befürworteten seinerzeit die Unabhängigkeit in erster Linie in der Hoffnung auf Besserung ihrer materiellen Verhältnisse, weniger aus nationaler Romantik. Nun wird man langsam ungeduldig. Die Stagnation auf dem nun gegebenen Niveau läßt die Stimmung allmählich schlechter werden.

Aussichten und Einsichten

Der dennoch mancherorts spürbare Wandel ist letztlich eine Frage auch des Generationenwechsels. Wenn schon in der westlichen Welt allmählich die Erkenntnis wächst, daß die mythologischen Kräfte des Marktes allein ohne gewisse, nicht immer rein ökonomische Voraussetzungen nicht das Wohl des Ganzen in die Wege leiten, so läßt sich das hier am konkreten Beispiel studieren. We-

der Unternehmens- und Mittelstandskultur und damit eine produktive und innovative Ökonomie noch demokratische Eliten wachsen schließlich einfach aus dem Boden. Langfristig bereitet hier der Bildungssektor wohl die meisten Sorgen, denn das staatliche Schulsystem verfällt, Lehrmittel fehlen, und die Lehrer nehmen oft ihre Tätigkeit aus bewundernswertem Pflichtbewußtsein wahr, so lange sie auf die seltenen Gehaltszahlungen warten. Wenige private Schulen für die Sprößlinge der neuen Reichen fügen sich ins Bild der Spaltung und erscheinen kaum als vielversprechende Entwicklung.

Es ist seit dem Fall des Sowjetreiches öfter festgestellt worden, daß es vor allem das Bildungsniveau der Bewohner sei, das die auf dessen Territorium entstehenden neuen Staaten – auch im Verhältnis zur westlichen Welt – von Drittweltländern unterscheidet. Nun wird man auch im Westen die Frage stellen dürfen, ob denn hier ein Interesse daran besteht, daß dieser Unterschied auch bleibt – eine ziemlich grundsätzliche Frage, zugegeben.

Alles in allem stößt, wer die Ukraine heute erkundet, auf ein Land mit vielen Gesichtern. J. G. Herder notierte Ende

des 18. Jahrhunderts in seinem berühmten Reisetagebuch den Eindruck, die Ukraine könne ein neues Griechenland werden, dank der Freundlichkeit und Musikalität ihrer Bewohner und dem blühenden Reichtum ihrer Landschaft. Das mag ein klassizistisches Ideal gewesen sein; dennoch wird man auch heute dieser so vielfältigen Region der nachkommunistischen Zeit die blühenden Landschaften ebenso wünschen wie anderen.

Über den Weg, der ins gelobte Land führt, ob dies nun „Ukraina“ heißt oder anders, herrscht wieder Unsicherheit nach dem Ende des Zeitalters der angeblich sicheren Heilswege. Über das Zwiegesicht der neuen alten Freiheiten kann man, auch und gerade als Besucher aus der ehemals westlichen Hemisphäre, in der Ukraine manches lernen – und es heißt ja, wer auf Reisen geht, der entdeckt sich selbst.

Alfons Brüning ist Doktorand bei Professor Torke am Arbeitsbereich Geschichte und Kultur des Osteuropa-Instituts der FU Berlin.